INTERNATIONALER LITERATURPREIS

SHORTLIST 2022

HKW

Haus der Kulturen der Welt

〉Die Werke der diesjährigen Shortlist zeigen, was Literatur vermag, wenn sie das Bewusstsein der Leser*innen direkt angeht. Sie enthüllen die Sprache an sich. Sie erhellen unser Verständnis von Zeitlichkeit und Realität, indem sie sich darüber hinwegsetzen und bestechen dabei durch ihre Genauigkeit im Hinschauen, im Beschreiben, im Erzählen. Die kraftvollen Übersetzungen potenzieren ihre Vielstimmigkeit: sie halten und transzendieren zugleich das Verhältnis der Leser*innen zu den Regionen, die sie beschreiben. Es sind Werke, die nicht davor zurückschrecken, sich der Konflikte unserer Zeit anzunehmen und uns die Macht der Natur im Kampf gegen den destruktiven Menschen vor Augen zu führen.〈
— Michael Götting für die Jury

Zum vierzehnten Mal verleihen das Haus der Kulturen der Welt und die Stiftung Elementarteilchen den Internationalen Literaturpreis. Einmal im Jahr zeichnet er ein herausragendes Werk internationaler Gegenwartsliteraturen und seine Erstübersetzung ins Deutsche aus. Die Jury hat sechs Titel für die Shortlist ausgewählt, die hier in Auszügen vorgestellt werden.

LIEBE IM NEUEN JAHRTAUSEND

Can Xue

Aus dem Chinesischen von Karin Betz

〉Dieses Buch ist das Seltsamste, was seit langer Zeit zu lesen war – so etwas wie eine lange Autofahrt im Nebel, bei der immer wieder umstandslos neue Figuren zu- und wieder aussteigen, begleitet von Geistern und Dämonen. Die Menschen können sich nicht aus den Gedanken über ihre Gefühle befreien und irren hilflos umher, ohne einen Anflug von Verzweiflung. Ihre Ratlosigkeit ist ihre Normalität. Das Unmoralische scheint dabei zum Thema werden zu wollen – aber ist es noch unmoralisch, wenn alle Maßstäbe im Nebel verschwimmen? Hier im Westen wird man den in einem täglichen Ritual mit der Hand geschriebenen Text als eine Attacke auf die Gepflogenheiten der psychologischen bürgerlichen Literatur lesen – im Osten vielleicht auch als Versuch, sich in einem eleganten Schleiertanz staatlichen Normen zu entziehen. Die Autorin ist in der westlichen Literaturgeschichte offenbar so firm wie in der östlichen. Ihr Buch ist eine Ausnahmeerscheinung. Dank der souveränen Übersetzung von Karin Betz können nun auch wir es lesen.〈
— Robin Detje

Xiao Zhu lief ziemlich schnell. Sie musste Katzenaugen haben und schien sich im Dunkeln kein bisschen zu fürchten. Doktor Liu hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten, und stolperte ihr hinterher.

An den Weg durch die Bananenstauden schloss sich ein Tannenwäldchen an. Es gab keinen richtigen Pfad, auf dem sie gehen konnten. Doktor Liu kannte sich in dieser Gegend nicht gut aus. War die Kleine wirklich auf dem Nachhauseweg? »Wohnt ihr hier im Wald?«, fragte er sie.

»Nein, unser Haus ist noch ein Stück weiter weg.«

»Hattest du wieder Probleme mit Bandwürmern?«

»Die machen mir nichts aus, sie benehmen sich. Nur meine Mutter macht Ärger. Ich will von zu Hause weg.«

Nur mühsam kämpfte sich Doktor Liu zwischen den Tannen hindurch, die Nadeln stachen ihm das Gesicht blutig. Zhu machte eine Pause. Der Wald hatte sich gelichtet und vor ihnen lag weites, verlassenes Land, nirgends war ein Haus zu sehen.

»Warum wolltest du ausgerechnet hierher, Zhu?«

»Mir gefällt es hier. Und es gibt Füchse. Außerdem ist meine Mutter in der Nähe. Wenn ich in die Hände klatsche, kommt sie sofort. Immer wenn ich es zu Hause nicht aushalte, komme ich hierher.«

»Los, ich bringe dich zu deinen Eltern.«

»Nein!«, schrie sie und stampfte mit dem Fuß auf.

Unvermittelt rannte das Mädchen los und verschwand in einem Hain mit Beifuß.

Doktor Liu lief ihr nach, schließlich konnte er sie nicht an so einem verlassenen Ort alleinlassen. Doch auf einmal hörte er sie nicht mehr. Sie musste sich irgendwo mitten im Beifuß verbergen.

Er ging in die Hocke. Aus der Erde ertönten alle möglichen Klänge. Er hörte sogar die Regenwürmer und Regentropfen, die in die Erde sickerten, obwohl es gar nicht regnete. Zuvor hatte er stets geglaubt, das Paradies läge für ihn auf dem Berg Chao, doch jetzt sah es so aus, als herrsche hier unten noch viel größere Unruhe. Wie kam das? Vielleicht weil die Erde und das Getier und die Pflanzen den Menschen so nah waren? Sie bedurften einer harmonischen Verbindung mit den Menschen und das war nicht so einfach. Hätte er nicht jene geheime Höhle auf dem Chao ausgekundschaftet, wäre die chinesische Pfeifenblume dort wohl unentdeckt eine Generation um die andere weitergewachsen. Etwas kroch von unten herauf, gleich neben dem Beifuß, bei dem er hockte.

Eine Maus, die nicht viel kleiner war als eine Katze, streckte den Kopf aus der lehmigen Erde. Erst jetzt bemerkte Doktor Liu, dass das Mondlicht die Ebene zunehmend erhellte. Das dunkelgraue Tier hatte keinerlei Angst vor ihm. Er sah sogar das Weiße in seinen Augen blitzen, außergewöhnliche Augen.

Immer noch herrschte diese Kakophonie von Geräuschen, die aus der Erde drangen wie eine Warnung. Ob die Maus deshalb herausgekrochen war?

»Xiao Zhu!«, rief er laut. »Xiao Zhu!«

Sofort fiel ihm auf, dass seine Stimme inmitten des Lärms bizarr klang, wie seltsame Misstöne aus einer anderen Welt. Beschämt verstummte er.

Die Maus sah ihn forschend an. Da begriff er, dass sie zu Xiao Zhu gehörte und dieser Ort für das Mädchen der sicherste war. Nur er störte. Nun erklang eine Stimme, die des Mädchens, das er schon zuvor bei den Kiefern gehört hatte.

»Unsere Lehrerin kann nicht schlafen. Sie streift durch die Felder. Ich bleibe in der Nähe, damit sie sich nicht allein fühlt. Sie ist noch nicht an unsere Art zu leben gewöhnt.«

Als sie sprach, verstummte jedes andere Geräusch. Doktor Liu konnte sie nur hören, er sah sie nicht. Die Stimme schien von rechts zu kommen.

»Wie heißt du?« Doktor Liu hatte seine Hände zu einem Trichter geformt, um nach ihr zu rufen.

»Ich heiße Xiao Qing. Ich kenne Sie, Herr Doktor. Es sind fünfzehn von uns hier, mit unserer Lehrerin sind wir sechzehn. Wir haben ein Treffen zum Thema Topografie der Wüste Gobi. Ich kann jetzt nicht weiterreden, ich muss gleich einen Vortrag halten … Frau Yuan! Frau Yuan!«

Ihre Stimme verlor sich in der Ferne. Doktor Liu bemühte sich, ihr zu folgen, aber er kam so schnell nicht nach. Es war zum Verrücktwerden. Schließlich blieb er stehen. Sofort ging der tosende Lärm wieder los, jedes Erdgetier gab Töne von sich, aber ein Mensch war nicht mehr zu hören. *Das scheint Xiao Yuans Erdkundeunterricht zu sein*, sagte er sich. Er bewunderte sie zutiefst. Über welche Fähigkeiten musste sie verfügen, um an einem Ort wie diesem ein Symposium abzuhalten! Und ihre Schüler liebten sie. Eine ihm bislang unbekannte Welt tat sich vor ihm auf, diese Welt gehörte Xiao Yuan, und er wusste so wenig darüber. Er hatte nicht einmal etwas gesehen, obwohl Xiao Yuan und die Schüler ihn bestimmt gesehen hatten.

»Xiao Yuan!« Er konnte nicht mehr an sich halten. Sofort lief ihm ein Schauer über den Rücken.

↳“嘘, 不要出声。”是一个男孩的声音, 他在左边草丛中。“您既然来了, 就要保持沉默。我不知道您是谁, 不管是谁都不能乱喊乱叫。因为这里在上地理课, 我们老师在讲解地形构造。地形构造! 您明白吗?”
刘医生不明白, 但他分明听到小动物在地下掘得更起劲了——各种小动物, 发出的声音也各不相同。有的快掘到地面了, 使得那些蒿草在月光下不停地乱颤, 有股阴森的意味。

↳»Psst, seien Sie still«, sagte die Stimme eines Jungen, der im dichten Gras zu seiner Linken war. »Da Sie nun einmal hier sind, müssen Sie leise sein. Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber das spielt auch keine Rolle. Sie können hier nicht einfach so herumschreien. Das ist unser Erdkundeunterricht, unsere Lehrerin erklärt uns Topografie. Es geht um Topografie, verstehen Sie?«

Doktor Liu verstand gar nichts, aber er hörte deutlich, wie das Getier in der Erde noch heftiger rumorte – jedes kleine Tierchen machte seine eigenen Geräusche, keins klang wie das andere. Einige schienen dicht unter der Oberfläche zu graben, sodass der Beifuß im Mondlicht auf furchterregende Art zitterte.

»Gehen Sie lieber. Sie haben keine Übung darin, deshalb hören Sie unseren Unterricht, ohne ein Wort zu verstehen«, sagte der Junge.

Doktor Liu war niedergeschmettert. Ihm wurde klar, dass nicht einmal Xiao Zhu ihn brauchte. Hier geschahen Dinge, von denen er nichts begriff. Ursprünglich war er auf der Suche nach Xiao Yuan gewesen, doch was hatte er gefunden?

Er wollte nicht gehen, denn sie war hier.

Der Lärm ringsum und aus der Erde schwoll an. Was war das für eine Stimme? Doktor Liu wollte davonlaufen, einfach in eine andere Richtung rennen. Warum war er bloß nicht so wendig wie Xiao Zhu? Er versuchte es, weniger rennend, als mühsam durch das Gestrüpp staksend. Ständig stolperte er über etwas, Steine oder kleine Tiere. Ihm stand Schweiß auf der Stirn. Er lief im Kreis. Unterdessen wurde die Stimme aufdringlicher, sie war kaum zu verstehen, nur ein nacktes Signal. Er glaubte zu verstehen und verstand doch nicht, was er hörte. Sicher schien allein, dass die Stimme aus der Erde kam. Doktor Liu gab auf und wollte sich setzen, aber er setzte sich auf einen Kopf! Der Mensch, zu dem der Kopf gehörte, schrie vor Schmerz auf.

»Doktor Liu, ich bin es, Ihr Patient Lao Lin!«

Doktor Liu entspannte sich – endlich jemand, der ihm vertraut war! Als er nach dem Kopf tasten wollte, war dort jedoch nur ein Stein. Ohne sich davon sonderlich beunruhigen zu lassen, schob er den Stein mit dem Fuß so zurecht, dass er sich bequemer darauf setzen konnte. Doktor Liu versuchte, die Dinge so zu nehmen, wie sie waren. Schon seit einer ganzen Weile, das fiel ihm jetzt auf, hatte er sich ständig das Wiedersehen mit Xiao Yuan vorgestellt. Bis vor Kurzem war er überzeugt gewesen, dass er derjenige war, der Xiao Yuan die Stelle in Chao verschafft hatte, schließlich war er deshalb persönlich beim Direktor der Realschule Nummer zwei, einem seiner Patienten, vorstellig geworden. Zufällig hatte er jemanden über Xiao Yuans Umzugspläne reden hören. Wer weiß, vielleicht war es gar kein Zufall gewesen? Hatte am Ende Xiao Yuan selbst die Fäden in der Hand? Er kannte denjenigen, den er darüber reden gehört hatte, nicht besonders gut, es war einer der Lehrer dieser Schule gewesen. Und nun, wo Yu Yinzhen ihm gesagt hatte, sie sei eine von »drinnen«, war er sich nicht mehr so sicher, ob er sie wirklich gut genug kannte. Ihm war schon immer klar gewesen, dass es auf der Welt eine Menge Menschen gab, die man ein Leben lang nicht gründlich zu begreifen lernte. Der alte Yu war zweifellos einer von ihnen, und jetzt würde er auch Xiao Yuan dazuzählen – was ihrer Attraktivität für ihn keinen Abbruch tat. Je weniger er sich ihrer sicher war, desto attraktiver schien sie ihm. Warum fand ihr Erdkundeunterricht in Form einer nächtlichen Konferenz in dieser lärmenden Einöde statt? Das Sprichwort *In nächster Nähe, den Dolch in der Hand* kam ihm in den Sinn. Dies war ein Ort, an dem die Bewohner über der Erde aus nächster Nähe mit den Pflanzen und Tieren unter der Erde rangen. Endlich verstand er, was dieses Rumoren in der Erde zu bedeuten hatte. Tränen liefen über sein Gesicht, als ihm bewusst wurde, dass er die ganze Zeit über mit Xiao Yuan zusammen gewesen war. Ihre Begegnung im Zug war der Auftakt gewesen. In diesem Moment hatte Doktor Liu das Geheimnis innerhalb eines großen Geheimnisses betreten. Das grundlegende Geheimnis, so viel stand für ihn fest, verlief in einer Bogenlinie.

CAN XUEs Familie fiel der Kulturrevolution zum Opfer, sie durfte nach der Grundausbildung nicht mehr zur Schule gehen. Angeregt durch ihren Vater beschäftigte sie sich mit westlicher und russischer Literatur. Sie gilt als eine der wichtigsten Autor*innen der Gegenwart und konnte sich als einzige Frau der chinesischen Avantgarde-Literaturszene weit über die Landesgrenzen hinaus etablieren. 2001 zog Can Xue nach Peking.

KARIN BETZ ist Kulturvermittlerin, Herausgeberin, Moderatorin und DJ. Sie übersetzt chinesische und englische Literatur von Autor*innen wie Liao Yiwu, Liu Cixin, Liu Xiaobo und Mo Yan.

Aleksandar Hemon

MEINE ELTERN / ALLES NICHT DEIN EIGEN

Aus dem Amerikanischen von Henning Ahrens

〉›Nur was mühsam oder gar nicht erinnert werden kann, ist es wert, erinnert zu werden. Nur was mühsam oder gar nicht in Worte gefasst werden kann, ist es wert, geäußert zu werden‹, schreibt Aleksandar Hemon in seinem Doppel-Memoir *Meine Eltern / Alles nicht dein Eigen*, um so von der Flucht seiner Eltern aus Sarajevo und ihrem neuen Leben in Kanada zu erzählen. Hemon zeigt mit Achtsamkeit, wie beschädigt und unvollständig Zeit nach der Vertreibung bleibt, und wie seine Eltern ihre verlorene Heimat so genau rekonstruieren, bis sie realer wird, als es der tatsächliche Ort je war. Im zweiten Teil stülpt der Autor den ersten um, sodass Erinnerungsfetzen seiner Kindheit als Innenfutter der Geschichte seiner Eltern zum Vorschein kommen. Damit geht ein Tonwechsel einher, die Sprache wird rauer und inwendiger, die beiden Teile bürsten sich gegen den Strich. Wie gut all das gelingt, ist auch Henning Ahrens' Übersetzungskunst zu verdanken. Ich habe das Buch mit angehaltenem Atem gelesen, da es von einem Leben berichtet, das vielen Menschen, die gerade fliehen müssen, noch bevorsteht.〈

— Annika Reich

Anfangs besaßen alle Mädchen und ein paar Jungen ein *spomenar*, ein Poesiealbum mit dickem Umschlag und edlem Papier, dessen Zweck in der Erinnerung, genauer dem Gedenken bestand, *spomen*. Der Besitzer eines *spomenar* bat einen – vorausgesetzt man hatte Freunde –, etwas zur Erinnerung hineinzuschreiben oder zu malen und zu versprechen, diesen Moment davor zu bewahren, von der Zeit zugekleistert zu werden. Also malte man Herzchen und Kätzchen und erklärte, man werde diese Tage nie vergessen, schrieb ernsthafte kurze Gedichte in prätentiöser, verschnörkelter Handschrift, die manchmal die platonische Liebe streiften. Wenn dich jemand noch inniger liebt, kannst du einfach weiterblättern. Nur sind alle Seiten voll, denn niemand liebt dich so wie ich. Man konnte natürlich auch klug und sarkastisch sein und die klischeehaften Verse veralbern und verstümmeln, wie ich es für gewöhnlich tat. Wenn dich jemand noch inniger liebt, kannst du einfach weiterblättern. Es gibt jedoch noch zig leere Seiten, was also tun? Wenn man um einen Eintrag gebeten wurde, durfte man annehmen, von Bedeutung zu sein, vielleicht sogar das Objekt der amourösen Gefühle der Besitzerin des *spomenar*. Das höchste der Gefühle war *simpatija* – Verliebtheit, obwohl diese Übersetzung die Wurzel des bosnischen Wortes verschleiert, nämlich »Sympathie«, die natürlich weit weniger stürmische und leidenschaftliche Implikationen hat. Niemand ging je an *simpatija* zugrunde. Die Verhandlungen, die schließlich zur Verleihung des Titels *simpatija* führten, bedeuteten jedenfalls, dass man ein paar Worte in das *spomenar* der Angebeteten zu schreiben hatte. Mit fortschreitender Pubertät fanden wir das *spomenar* aber immer kindischer und sentimentaler, und es wurde schließlich vom *ispovjednik* ersetzt, einem Bekenntnisbuch ohne schüttelgereimte Klischees und Herzchen. Ein *ispovjednik* war ein einfaches Notizheft, bei dem oben auf jeder Seite eine Frage stand. Traditionsgemäß gab man sein *ispovjednik* zuerst den besten Freunden, die unter den Fragen ihre Antworten notierten. Wie heißt du? Dein Geburtsort? Deine besten Freunde? Lieblingsband? Lieblingsfilm? Lieblingsobst? Und dann: Wie findest du …? Darunter notierte man seine Meinung zu dem genannten Klassenkameraden. Manche waren gute Freunde, manche waren arrogant (*folira se*), einige dumm oder humorlos. Die Lektüre des *ispovjednik* war vergnüglich, weil man die Antworten vergleichen, die feinen Unterschiede entschlüsseln, die soziale Konstellation seiner Schulklasse bis ins kleinste Detail ergründen konnte. Es gab kein a priori. Wenn ich ein *ispovjednik* bekam, um hineinzuschreiben, suchte ich zuerst meinen Namen, um zu schauen, wie meine Klassenkameraden über mich dachten – üblicherweise reichte die Bandbreite von »guter Freund« bis »arrogantes Arschloch« –, aber auch um nach Indizien für zärtliche Gefühle zu forschen. Jede ausführlichere Antwort – etwa: Mal ist er nett, mal halsstarrig, mal hält er sich für ein Superhirn – konnte bedeuten, dass man sich mehr Gedanken über mich machte als über andere. Um zu erfahren, ob und für wen man einen *simpatija*-Status besaß, musste man die Antworten studieren: Hast du eine *simpatija*? Wer ist es? Viele gestanden, eine *simpatija* zu haben, wollten die betreffende Person aber nicht nennen oder notierten nur die Initialen, die jedoch oft für eine Identifizierung reichten. Wenn jemand einen Namen ausschrieb, deutete das meist auf eine *amour fou* hin, die auf alle Sticheleien pfiff, oder, seltener, dass bereits eine echte Beziehung zustande gekommen war. Ich war eine Weile so schwer in Amela verliebt, dass ich sie als einzig wahre *simpatija* enthüllte, ihr somit genau genommen einen Antrag machte, doch es war für die Katz – sie blieb freundlich, aber distanziert. In einer vollkommenen Welt hätte sie daraufhin mich als *simpatija* genannt, und dann hätten wir einen Bund geschlossen.

↳ Alas, the world is everything that is the case, and Amela's love for me was never the case. Now I understand that the primary purpose of the interrogation in the *ispovjednik* was to extract answers to all those questions in the hope that they would help you identify yourself as a subject. If a question can be asked, there is an answer, and you were the answer.

↳ Leider Gottes ist die Welt alles, was der Fall ist, und Amelas Liebe für mich war nie der Fall. Heute weiß ich, dass wir in erster Linie hofften, anhand der Antworten im *ispovjednik* herauszufinden, wer wir tatsachlich waren. Wenn man eine Frage formulieren kann, muss es eine Antwort darauf geben, und diese Antwort ist man selbst.

Das *ispovjednik* war ein Verzeichnis der Subjektivität, ein Ort, an dem wir Logik und Grenzen unserer Welt festlegten. Deshalb setzte das Bekenntnisprojekt ein Mindestmaß an Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit voraus; wir erwarteten, die Wahrheit zu lesen – die ganze Wahrheit über uns selbst –, selbst wenn sie wie Lyrik durch gängige Klischees verschlüsselt war. Ein paar Jahre später, als wir in die Adoleszenz glitten, begannen wir zu lügen, weil man sich als Subjekt selbst erfindet. Ich habe Anlass zu der Vermutung, dass ich einer der Vorreiter war, und ich tat es, weil Ernsthaftigkeit in meinem Fall nicht funktionierte, weil mir dämmerte, dass ich der Adoleszenz und dem, was danach käme, nicht entgehen konnte, weil ich mich, anders gesagt, für meine verstörenden Gefühle schämte und sie deshalb hinter Ironie und Spott verbergen musste. Anfangs tischte ich ironische Lügen auf; ich lobte jemanden, den ich nicht mochte, über den grünen Klee; als Antwort auf die Frage »Wie findest du Mirza?« erklärte ich, nicht zu wissen, wer das sei. Anschließend begann ich, meine Lieblingsband, meine Lieblingsbücher, ja sogar mein Lieblingsobst zu erfinden; ich kennzeichnete meine *simpatija* mit falschen Initialen oder gar mit einem falschen Namen. Auf diese Weise erschuf ich Avatare für meine obskuren Fantasien, erzeugte ein wenig Eifersucht, die ich genoss, und erfand ein alternatives Selbst mit einem anderen Leben. Das hatte ich nicht beabsichtigt, ich kam durch Zufall darauf. Genau das tue ich bis heute, den lieben langen Tag, ständig; es ist ganz natürlich für mich. Etwa der Text, den Sie gerade lesen. Ich hätte aus einer anderen Reihe von Fragmenten eine andere Version erstellen können; ich hätte eine andere Person zusammenbasteln können, komponiert aus anderen Bruchstücken. Ich hätte erzählen können, dass ich meine kleine Schwester umbringen wollte und mich damit herausredete, damals noch zu klein gewesen zu sein, um zu wissen, was ich tat. Ich hätte eine Menge Bücher lesen können, darunter – mehrmals – *Die Jungen der Paulstraße (Junaci Pavlove Ulice)*, mit der Folge, dass ich die Jungs aus unserem Haus zu einer pseudomilitärischen Einheit organisierte, die sich Schlachten und Kriege mit anderen Jungs lieferte. Ich hätte ein Junge sein können, der ABBA hörte, im Fernsehen sah, wie sie mit »Waterloo« den Grand Prix d'Eurovision gewannen, ein Junge, der jahrelang in Agnetha verliebt war (die Blonde). Ich hätte einen anderen besten Freund haben können, Boris, der in der Sechsten nach Belgrad zog und den ich mal aus Eifersucht verprügelte, der im Sommer immer seine Großmutter besuchte, bei der wir Schach spielten und die Stranglers hörten. Ich hätte auch beschließen können, auf Bosnisch zu schreiben, meiner Muttersprache, die sowohl anders als auch genauso ist wie *srpskohrvatski ili hrvatskosrpski*, denn das hätte mir die Mühe erspart, Dinge zu erläutern, die sich – für jeden, der in Bosnien zu Hause ist oder war – von selbst erklärt hätten. Ich hätte auch eine Person sein können, die keiner Fliege etwas zuleide tat, die keiner Fliege etwas zuleide tun würde. Stattdessen sitzen wir nun hier, Hemon, du und ich.

ALEKSANDAR HEMON hielt sich 1992 im Rahmen eines Kulturaustauschs in den USA auf, als er von der Belagerung seiner Heimatstadt Sarajevo erfuhr. Er beschloss, im Exil zu bleiben. Seit 1995 schreibt er auf Englisch und veröffentlicht regelmäßig u. a. in The New Yorker, Granta und The Paris Review. Die MacArthur Foundation zeichnete ihn 2004 mit dem Genius Grant aus. Spätestens seit seinem Roman *The Lazarus Project* gehört er zu den meist beachteten Stimmen der amerikanischen Gegenwartsliteratur. Hemon lebt mit seiner Familie in Princeton, New Jersey.

HENNING AHRENS übersetzt Lyrik, Kinder- und Jugendbücher sowie Romane aus dem Englischen, darunter solche von Saul Bellow, Hanif Kureishi, Richard Powers und Jonathan Safran Foer. Als Autor veröffentlicht er Lyrik und Prosa; zuletzt erschien sein Roman *Glantz und Gloria*.

Juhani Karila

DER FLUCH DES HECHTS

Aus dem Finnischen von Maximilian Murmann

〉Comic relief! Dieses Buch ist so unglaublich anders, originell, komisch, zu Herzen gehend – und dabei bis zur letzten Zeile angefüllt mit präziser, exzentrischer Naturbeschreibung, allerdings auch einer gegen den Menschen zürnenden Natur. Sie tritt uns nicht zuletzt in Gestalt mannigfaltiger Naturgeister entgegen: Pejoonis, Hattaras, Rabatze, Streifenbeine, oft lappländischen Mythen und Märchen entstammend. Im Mittelpunkt die sympathische, aber auch rätselhafte Elina Ylijaako, studierte Forstwirtschaftlerin und kompetente Anglerin, die in ihr abgelegenes Heimatdorf zurückkehrt, um in einem geheimnisvoll tiefen, moskitoumlagerten Tümpel einen Hecht zu fangen, eben jenen, den ein Fluch begleitet. Die kauzigen Dorfbewohner samt Kommissarin Janatuinen umweht ein wenig *Fargo*-Atmosphäre, Lars von Trier und David Lynch hätten ihre Freude an diesem Cast aus nordischen Einzelgängern sowie den schrulligen Wald- und Flurmonstern. Ein abgefahrenes Buch! Liebeserklärung an die sumpfige ostlappländische Heimat des Autors, literarische Streitschrift für eine akut von *extinction* bedrohte Natur.〈
— Elisabeth Ruge

Unter den Wasserläufern bewegte sich der Hecht. Sein Kopf war breit wie der eines Krokodils, und sein Rumpf verjüngte sich zum Schwanz wie eine Keule. Er bewegte sich dunkel und beharrlich durch seine trübe Welt. Er krümmte seinen flexiblen Körper, streckte sich mit einem flinken, beiläufigen Schlag und glitt voran. Wie schön er mit seinen kleinen Bewegungen schwamm. Und wie tollpatschig Elina ihm schweren Schrittes folgte.

Sie war nass von Schweiß und Blut. In ihren Haaren saßen Mücken, die unter dem Saum ihrer Kappe hindurchgekrochen waren. Sie hatten sich mit Blut vollgesaugt und konnten sich nicht mehr freigraben, sondern summten und surrten in ihrem engen Gefängnis. In Elinas Ohren waren Mücken gekrochen, die dort keine Zukunft hatten. Sie spürten, dass sie in der Falle saßen und winselten, ein unerträglicher Krach, weil er direkt aus dem Kopf kam. Ständig stach und schlitzte sie etwas, und der Schmerz breitete sich gleichmäßig in ihrem gesamten Körper aus. Selbst ihre Beine taten ihr weh und sie war zufrieden, dass sie bestraft wurde.

Wie wundervoll, langsam und schmerzhaft die Zeit am Tümpel voranschritt. Beide brauchten ihre Kräfte auf. Elina watete im Sumpf, in seiner entmutigenden Nachgiebigkeit. Der Hecht schwamm im Tümpel, er hatte sein Kreuz auf sich genommen, unermüdlich Elinas Angel Widerstand zu leisten. Die Frage war, wessen Kräfte zuerst schwinden würden. Elina konzentrierte sich nur auf eine Sache, und zwar einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Sie realisierte mit etwas Verzögerung, dass die Schnur schlaff durchhing. Der Hecht hatte aufgehört, Runden zu drehen. Er trieb regungslos in der Mitte des Tümpels, was bedeutete, dass er möglicherweise am Ende war. Sie gab dem Fisch keine Zeit, sich zu erholen. Sie zupfte und zwang den Hecht sich zu bewegen. Er schwamm widerwillig zum Ufer des Tümpels, zwei Meter von ihr entfernt. Elina näherte sich dem Fisch mit drei übertrieben vorsichtigen Schritten. Beim letzten Schritt trat sie mit dem rechten Fuß auf. Die Schmerzen im Zeh waren so groß, dass sie beinahe schrie. Der Fisch öffnete sein Maul, die Kiemendeckel gespreizt wie Flügel. Die Köder schwappten im Unterkiefer umher. Elina ging in die Hocke und hoffte, dass der Hecht bereit war. Dass der Schatten ihrer ausgestreckten Hand dem Fisch keine Angst einjagen, sondern im Gegenteil wie eine Erlösung erscheinen würde.

↳ Elina katsoi hauen silmää, sameaa helmeä, johon maailma putosi liikkeen ja värien sumuna. Siitä ei kuvastunut uhmaa, ei epätoivoa. Hauki teki minkä teki, koska pystyi. Se potkaisi itsensä lammen keskelle.

↳ Elina sah dem Hecht ins Auge, eine trübe Perle, in die die Welt als ein Schleier aus Bewegung und Farben fiel. In ihm zeichneten sich weder Trotz noch Hoffnungslosigkeit ab. Der Hecht tat, was er tat, weil er dazu in der Lage war.
Er zappelte zurück zur Mitte des Tümpels.
Sie wiederholten das Schauspiel ein weiteres Mal. Und noch einmal.

Dann passierte Elina ein Unglück. Ihr rechter Fuß, inzwischen taub, versank unerwartet tief. Sie verlor das Gleichgewicht und platschte hintenüber in den kalten, nassen Torf. Sie rappelte sich auf und zog an ihrem im Sumpf versunkenen Bein. Schrie vor Schmerzen. Das Bein löste sich, aber ohne Stiefel. Sie stand da mit nichts als einer Wollsocke am rechten Fuß. Der Sumpf saugte den Stiefel behaglich blubbernd ein.

Die Bremse surrte und die Schnur lief.

Der Hecht war im Begriff, eine Runde um die Halme zu drehen. Elina stolperte hinterher. Der Fisch war ihr eine halbe Runde voraus. Die Schnur verhedderte sich in den Halmen und begann abzuknicken, der Fisch zog. Elina hob die Angel so hoch sie konnte. Die Schnur ging über die vorderen zwei Halme und über den dritten, aber die hinteren waren lang und beugten sich nur zur Hälfte, danach überhaupt nicht mehr, und die Schnur band das widerwärtige Gestrüpp zu einem festen Rutenbündel zusammen. Elina machte große Schritte. Der Sumpf schmatzte. Die großen Schritte waren ein Fehler gewesen, denn der Hecht spürte die verängstigten Bewegungen, eilte davon und schwamm eine komplette Runde um das Gestrüpp. Sie konnte nichts mehr tun. Die Schnur, die sich um das Hindernis gewickelt hatte, gab nicht mehr nach und der Fisch kam nicht weiter. Er begann zu zerren. Am anderen Ende zupfte und zog Elina. Die Halme wackelten bloß. Der Hecht wand sich und warf sich herum, und die Schnur hielt nicht länger und riss.

Elina kehrte dem Tümpel sofort den Rücken. Sie suchte nicht einmal nach dem Stiefel. Sie hatte all das verdient. Sie machte kehrt und ging mühsam und geistesabwesend nach Hause, mit Schmerzen im rechten Fuß, die Wollsocke widerlich schlurfend, um sie herum das unablässige, albtraumhafte Getöse der Insekten.

Zu Hause zog Elina ihre nasse Kleidung aus, brachte sie zum Trocknen in den Heizraum und warf die Wollsocke in den Müll. Sie löste vorsichtig den Verband, unter dem der Zeh dunkel und entstellt pochte. Sie warf das Klebeband weg und ging unter die Dusche. Das Wasser kam mit wenig Druck. Sie betrachtete ihren versehrten Zeh und das ringsherum fließende Wasser. Blut und Erde, tote Mücken.

Sie trocknete sich ab und sah in den Spiegel. Ihr Gesicht war eingerahmt von roten, wütenden Beulen. Sie wurden noch roter und wütender, so wie die Proteine der Krabbeltiere ihr Werk verrichteten.

Sie sagte zu ihrem Spiegelbild:

»Ich bin geknickt, aber nicht gebrochen.«

Dann lachte sie schallend, denn sie hatte Sprichwörter schon immer gehasst und war entsetzt darüber, dass noch so viel vom Tag übrig und sie schon jetzt todmüde war.

Exakt solche Torturen brauchte sie. Sie versuchte, dafür dankbar zu sein.

Sie humpelte in die Küche und stellte das Radio an. Dort hieß es, dass die ungewöhnliche Hitze in Lappland anhalte, zudem seien heftige Stürme zu erwarten. Elina verband erneut ihren Zeh. Sie durchforstete die Schränke, räumte Mehltüten und Konserven aus dem Weg, und fand Zimtwaffeln. Das Haltbarkeitsdatum war letztes Jahr abgelaufen. Elina probierte mit den Zähnen eine Waffel. Sie war hart wie Stein. Elina steckte sie wie einen Schnuller in den Mund, weichte sie auf, saugte den Zucker heraus, setzte sich auf denselben Stuhl wie am Morgen und hörte Radio, wo verschiedene Wetterphänomene aufgezählt wurden, die das Land plagten, offenkundige Zeichen des Weltuntergangs. Sie dachte, dass sie einkaufen gehen sollte.

Sie müsste bei Keijo eine neue Schnur kaufen und bei Heta ein wenig Essen.

JUHANI KARILA ist ein finnischer Journalist und Schriftsteller. Seine erste Kurzgeschichtensammlung *Gorilla* (2013) wurde begeistert aufgenommen. Karilas erster Roman, *Pienen hauen pyydystys (Der Fluch des Hechts)*, wurde mit dem Kalevi-Jäntti-Preis für junge Literatur, dem Tähtifantasia-Preis für fantastische Literatur und dem Jarkko-Laine-Preis ausgezeichnet.

MAXIMILIAN MURMANN studierte Finnougristik, Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik und promovierte mit einer Arbeit über Emotionswörter im Finnischen. Er übersetzt aus dem Finnischen und Estnischen ins Deutsche. Zuletzt erschienen seine Übersetzungen der Graphic Novel *Zwischen zwei Tönen* von Joonas Sildre und Paavo Matsins *Gogols Disko*.

Cristina Morales

LEICHTE SPRACHE

Aus dem Spanischen von Friederike von Criegern

〉Scharfzüngig und kompromisslos erzählt Morales von vier Frauen mit Behinderung, die in einer betreuten WG in Barcelona leben. *Leichte Sprache* zeigt, wie sie von ihrem Umfeld kontrolliert, pathologisiert, gegängelt, kurz: behindert werden, zeigt aber ebenso ihre widerständigen Strategien, ihre Selbstbehauptung. Treffsicher übersetzt Friederike von Criegern Morales' Witz und Sprachlust, wie auch ihren feinen Blick für linguistische Ausschlussmechanismen – sei es die dumpfe Machtdemonstration bürokratischer Sprache oder die Hierarchien verschleiernde Sprache des Avantgardismus. Nicht zuletzt ist der Roman selbst eine Montage: Jede Frau stellt sich durch ihre eigene Textform vor. Insbesondere der in Leichter Sprache verfasste WhatsApp-Roman im Roman zeigt mit poetischer Klarheit, wer davon profitiert, wenn Sachverhalte, wenn Verhältnisse gar hinter aufwendigen Worthülsen verschwinden.
Leichte Sprache ist keine leichte Lektüre, sondern eine, die radikal Ansprüche stellt – an uns, an die Gegenwart.〈
— Dominique Haensell

ROMAN
TITEL: ERINNERUNGEN VON MARÍA DELS ÀNGELS GUIRAO HUERTAS
ART: LEICHTE SPRACHE
AUTORIN: MARÍA DELS ÀNGELS GUIRAO HUERTAS
KAPITEL 1: VORSTELLUNG

STÄWO bedeutet: Städtisches Wohnheim für geistig Behinderte.
Man sagt nicht: Sie haben mich im STÄWO eingesperrt.
Man sagt auch nicht: Sie haben mich ins STÄWO gesteckt.
Man sagt: Sie haben mich eingewiesen.
Und wenn man das sagt
muss man nicht mehr STÄWO sagen.

Vorher war ich nicht in einem STÄWO eingewiesen.
Ich war in einem LÄWO eingewiesen.
LÄWO bedeutet:
Ländliches Wohnheim für geistig Behinderte.
Das war in der Nähe von Arcuelamora.
Arcuelamora ist mein Dorf.

Meine Mutter ist gestorben.
Die Bank hat das Haus von meiner Mutter behalten.
Darum bin ich eingewiesen worden.
Meine Mutter hatte Nießbrauch auf Lebenszeit an dem Haus.
Nießbrauch auf Lebenszeit bedeutet:
Du und deine Kinder dürfen an dem Ort leben
bis ihr tot seid.

Im gleichen Jahr behielt die gleiche Bank
den Club Los Maderos.
Die Prostituierten hatten keinen Nießbrauch
auf Lebenszeit.

Ich zog dann zu meinem Onkel Joaquín.
Nach drei Monaten kam die Sozialarbeiterin.
Sie heißt Mamen oder Doña Mamen.
Sozialarbeiterin bedeutet:
Sie hilft Menschen
die von gesellschaftlicher Ausgrenzung bedroht sind.
Gesellschaftliche Ausgrenzung bedeutet:
eine Person bettelt
oder sie ist kriminell
oder sie ist drogenabhängig.
Oder sie hat keine Wohnung.

Ich fragte Mamen:
Bin ich eine Person
die von gesellschaftlicher Ausgrenzung bedroht ist?
Sie sagte mir: Leider ja.
Ich fragte warum.
Sie sagte: Weil du besondere Bedürfnisse hast.
Und weil es bei deinem Onkel nicht mal ein Badezimmer gibt.
Ich sagte ihr: Kein einziges Haus in Arcuelamora
hat ein scheiß Badezimmer.
Außer Los Maderos.
Sind die Nutten als Einzige in ganz Arcuelamora
nicht von gesellschaftlicher Ausgrenzung bedroht?
fragte ich Mamen.
Sie sagte: Ich bin hier
um über dich zu sprechen
und über niemanden sonst.
Sie sagte mir auch:
Man sagt nicht Nutte.
Man sagt Prostituierte.
Und man sagt nicht Scheiße.
Man sagt Scheibenkleister.
Denn wenn du Schimpfwörter sagst
bist du noch mehr
von gesellschaftlicher Ausgrenzung bedroht.
So lernte ich das Wort Prostituierte.

Mamen hat viele Interviews mit mir gemacht.
Ein Interview ist wie in den Zeitschriften
oder im Fernsehen.
Nur bei dir zu Hause.
Sie kam oft in das Haus von meinem Onkel.
Manchmal kam sie am Vormittag
und manchmal kam sie am Nachmittag.
Manchmal kam sie im Winter.
Manchmal im Sommer.
Manchmal im Frühling und
manchmal im Herbst.
Aber die Interviews waren sehr langweilig.
Mamen hat mir immer die gleichen Fragen gestellt.

Einmal hat Mamen mir einen Schlafanzug geschenkt.
Und einmal hat sie mir einen Pullover geschenkt.
Sie sind schon kaputtgegangen.

Eines Tages hörten die Interviews auf.
Wir sind nicht mehr alleine spazieren gegangen.

↳ Ángela, en catalán, se dice Àngels.
Ahora vivo en Cataluña
y tengo que integrarme en la sociedad catalana.
Tengo que respetar su diversidad lingüística
para que los catalanes respeten
mi diversidad funcional.
Por eso en Barcelona digo que me llamo Àngels.
No es una mentira.
Solo es una traducción.

Das hatten wir oft gemacht.
Und Mamen ist auch nicht mehr in den Gemüsegarten gekommen.
Im Gemüsegarten haben mein Onkel Joaquín und ich
Bohnen geerntet
oder Äpfel.
Oder wir haben gepflügt.
Oder wir haben der Agustinilla Futter gegeben.
Die Agustinilla ist die Stute von meinem Onkel.

Mamen ist auch nicht mehr kurz vor die Tür gegangen
um mit den Nachbarn frische Luft zu schnappen.
An diesem Tag wollte Mamen mit meinem Onkel
und mit mir
ins Haus gehen.
So haben wir es im Winter manchmal gemacht.
Aber es war Sommer.
Und wir sollten uns setzen.
Mamen wollte uns eine wichtige Sache sagen
und zwar allein.
Aber es war nicht nur eine Sache.
Es waren 4:

1) Das war die erste Sache
die sie uns gesagt hat:
Die Regierung kann mir eine Rente zahlen.

Regierung bedeutet: die Politiker im Fernsehen
oder die Leute die ein Fest eröffnen.

Rente bedeutet:
Sie geben dir jeden Monat Geld.
Aber um das Geld zu bekommen
musst du ein Konto bei einer Bank haben.

Ein Konto bei einer Bank bedeutet:
Die Regierung gibt das Geld der Bank.
Danach gibt die Bank das Geld dir.

Wir haben für mich ein Konto bei einer Bank gemacht.
Es war die Bank
die mein Haus behalten hat
und die Bank
die das Haus von den Prostituierten behalten hat.
Denn die Bank war die einzige Bank in Arcuelamora.
Diese Bank heißt BANCOREA.
BANCOREA bedeutet: Bank der Región de Arcos.

Jeder weiß was eine Bank ist.
Und was die Región de Arcos ist.
Ich muss das nicht erklären.

2) Das war die zweite Sache
die Mamen uns gesagt hat:
Ich kann im LÄWO in Sommorrín wohnen.
Somorrín ist ein Dorf.
Es ist größer als mein Dorf.
Mit dem Auto ist es nah.
Dort sind die Ärzte
und dort sind die Läden
und dort ist die Schule
und dort ist die BANCOREA
und dort ist das Rathaus.

Das Rathaus ist da wo die Politiker aus dem Dorf sind.

Mit dem Fahrrad oder mit dem Fuhrwerk
ist Somorrín nicht so nah.
Aber mich haben sie immer im Auto hingefahren.

3) Das war die dritte Sache
die Mamen uns gesagt hat:
Das LÄWO behält dann jeden Monat fast das ganze Geld
von meiner Rente.
Ich soll das dem LÄWO erlauben.
Dann bezahlen sie mit dem Geld mein Zimmer
und sie bezahlen meine Kleidung
und mein Essen
und mein Badezimmer
und meine Ausflüge am Wochenende
und alles was ich zum Leben brauche.
Mamen hat gesagt:
Mit dem Rest von deinem Geld kannst du machen was du willst.
Ich habe gesagt:
Na so ein Glück Doña Mamen.
Mamen hat gesagt:
Nenn mich doch nicht Doña Liebes.
Wir sind doch jetzt Freundinnen.
Und ich bin nur sechs Jahre älter als du.

Da war ich 18 Jahre alt.
Und Mamen war 24 Jahre alt.
Jetzt bin ich 43 Jahre alt.
Und Mamen ist wenn sie nicht gestorben ist 49 Jahre alt.
Wenn ich 49 Jahre alt bin
ist sie wenn sie nicht gestorben ist 55 Jahre alt.
Und immer so weiter.
Wenn keine von uns wegstirbt.

Ab da habe ich zu Doña Mamen
einfach nur Mamen gesagt.

Meine Cousine Patricia hat nicht Mamen gesagt.

Patricia hat »die Mamen« gesagt.
So wie Patricia zu mir auch »die Àngels« sagt.
Zu ihrer Schwester sagt sie »die Nati«.
Zu ihrer anderen Cousine sagt sie »die Marga«.
Zu dem Chinesen von unten sagt sie »der Ting«.
Sie setzt einfach ein »die« oder ein »der« vor jeden Namen.
So wie es die Katalanen machen
wenn sie Katalanisch sprechen.
Und manchmal auch wenn sie Spanisch sprechen.
Weil so was hängenbleibt.

Aber meine Cousine Patricia ist keine Katalanin.
Und sie kann auch kein Katalanisch.
Ich bin Katalanin von der Seite meiner Tante her.
Ich heiße Ángela.

↳Ángela heißt auf Katalanisch Àngels.
Jetzt lebe ich in Katalonien.
Und ich muss mich in die katalanische
Gesellschaft integrieren.
Ich muss ihre besondere Sprache respektieren
damit die Katalanen meine
besonderen Bedürfnisse respektieren.
Darum sage ich in Barcelona:
Ich heiße Àngels.
Das ist keine Lüge.
Das ist nur eine Übersetzung.

Auf Katalanisch kann man »die Àngels« sagen
oder »die Marga« oder »die Nati«.
Aber auf Spanisch nicht.
Auf Spanisch klingt das sehr hässlich.
Es klingt nach schlechter Erziehung.

Wenn Patricia »die Mamen« gesagt hat
dann hat sie immer den gleichen Scherz gemacht.
Der ging so:
Wenn ein anderer Eingewiesener etwas von ihr wollte
oder wenn er sich über etwas beschwerte
oder wenn er etwas brauchte
dann sagte Patricia zu ihm:
Schade Schokolade scheiß auf die Mamenlade.

Weil Patricia »Schade Schokolade scheiß auf die Mamenlade«
gesagt hat
deshalb wurde Patricia oft bestraft.
Sie durfte nicht fernsehen.
Sie bekam kein Geld.
Sie durfte keinen Spaziergang machen am Sonntag.
Ich habe ihr gesagt:
Sag das besser nicht mehr.
Und sie hat auf mich gehört.
Und sie hat sich besser benommen.
Sie hat nicht mehr die Mamen oder Mamen gesagt.
Sie hat Doña Mamen gesagt.
Und da hat Mamen nicht gesagt:
Nenn mich doch nicht Doña Mamen Liebes.

Damals war Mamen 34 Jahre alt.
Denn ich war 28 Jahre alt.
Und Patricia war 18 Jahre alt.
Patricia war gerade erst eingewiesen worden.
Sie kannte die Regeln noch nicht so gut.

Ich glaube:
Mamen gefiel Doña.
Denn Mamen war nicht die Freundin von Patricia.
Und Mamen war schon die Direktorin vom LÄWO
in Somorrín.

Direktorin bedeutet: Sie ist die Bestimmerin
und sie hat das größte Büro.

Einmal sagte ein Eingewiesener:
Ich finde den orangen Wachsmaler nicht.
Und Patricia sagte zu ihm:

Schade Schokolade scheiß auf Doña Mamenlade.

Ich habe den Namen von diesem Eingewiesenen vergessen.
Ich weiß aber noch: Er hat das Fragiles-X-Syndrom.
Das Fragiles-X-Syndrom ist eine schwierige Sache.
Ich weiß: Nur wenige wissen was das Fragiles-X-Syndrom ist.
Ich kann das jetzt nicht erklären.
Es würde zu lange dauern.
Ich will nur sagen: Von da an
haben sie Patricia die Pillen gegeben.
Denn sie haben gesagt:
Patricia ist verhaltensauffällig.

Das von Patricia und das mit dem Fragilen X
sind Abschweifungen.

Abschweifen bedeutet:
Mitten in einer Geschichte
fängt man eine andere Geschichte an.

In Leichter Sprache sollen wir nicht abschweifen.
Denn das macht es schwieriger
die Hauptgeschichte zu verstehen.
Die Hauptgeschichte in diesem Text
ist meine Geschichte.

Ich muss noch die vierte Sache erklären
die Mamen gesagt hat.
Zu meinem Onkel und zu mir.
Das war nämlich die wichtigste Sache.

Ich schreibe in Leichter Sprache.
Und wenn du in Leichter Sprache schreibst und glaubst:
die Leute verstehen ein Wort nicht
dann musst du das Wort erklären.
Du musst alle Wörter erklären
die schwierig sind oder die unbekannt sind.
Darum sollte ich jetzt erklären:
Fragiles-X-Syndrom
verhaltensauffällig
und Leichte Sprache.
Aber dann schweife ich noch 3 Mal ab.

CRISTINA MORALES studierte Rechts- und Politikwissenschaften und arbeitet als juristische Dolmetscherin in Barcelona. Sie verfasste mehrere preisgekrönte Romane und Kurzgeschichten und gilt als eine der besten Nachwuchsautor*innen Spaniens. Ihr Roman *Lectura fácil (Leichte Sprache)* wurde mit dem Premio Herralde de Novela ausgezeichnet, 2019 gewann sie als jüngste Autor*in den Premio Nacional de Narrativa des spanischen Kulturministeriums. Morales ist Tänzerin und Choreografin der zeitgenössischen Tanzkompanie Iniciativa Sexual Femenina.

FRIEDERIKE VON CRIEGERN ist Literaturübersetzerin und freie Dozentin für Literatur und Übersetzen. Sie promovierte über chilenische Lyrik und übersetzt Belletristik, Lyrik und Theater aus dem Spanischen, zuletzt Jorge Comensal, Nona Fernández und Floridor Pérez. Nach Aufenthalten in Peru, Chile und Argentinien lebt sie in Göttingen.

Morales / von Criegern: *Leichte Sprache*, Matthes & Seitz, 2022, S. 49–58

Adania Shibli

EINE NEBENSACHE

Aus dem Arabischen von Günther Orth

〉Wie kann über Gewalt geschrieben werden, ohne sie zu verdoppeln, zu verniedlichen oder sich ihr anzuschmiegen? Eine Antwort gibt Adanias Shiblis Buch *Eine Nebensache*: nicht durch Beschreibung eines Schreckens, wie einer Vergewaltigung im Krieg, um die es hier geht, sondern durch Auslassung, Leerstellen, durch die detaillierte Evokation der Umstände, der Topografie, des Wetters, der Umgebung der handelnden Figuren. Adania Shibli schreibt mit einer radikalen Härte und äußerster Furchtlosigkeit. Die Leere, die das geschändete Mädchen im Zentrum umfasst, erzeugt für die Leserin einen Sog in den Abgrund dieser Geschichte. Kein Kitsch, kein Misery Porn, kein Melodram, sondern ein genauer Blick, eine genaue Rekonstruktion, reduziert in den literarischen Mitteln, karg fast und von erschütternder Intensität. Eine Antwort auch auf die Frage, worüber wir sprechen, wenn wir vom Krieg sprechen, und welche Aufgabe möglicherweise die Literatur dabei haben kann. Zum Beispiel zu verhindern, dass Grausamkeit im sprachlichen Klischee erstarrt. Da, wo Gewalt herrscht, wird keine Versöhnung wachsen. Literatur kann nur, aber immerhin dies: genau hinsehen und erzählen, was war.〈
— Verena Lueken

Alles hier ist klar voneinander abgegrenzt, und es ist ratsam, diese Grenzen zu beachten und sich an ihnen auszurichten, um sich vor unangenehmen Konsequenzen zu schützen und sich trotz allem ein Gefühl zu bewahren, dass alles in Ordnung sei. Aber nur wenige beherrschen die Kunst, sich entlang vorgegebener Grenzen zu bewegen und keinen Fehltritt zu begehen, und zu denen gehöre ich nicht. Sobald ich eine Grenze sehe, renne ich hin und überspringe sie oder ich überschreite sie heimlich. Beides geschieht nicht absichtlich oder aus einem vorsätzlichen Wunsch heraus, Grenzen zu missachten, sondern eher aus reiner Einfalt, denn sobald ich eine Grenze übertrete, falle ich in ein tiefes Loch von Verunsicherung. Es ist wohl einfach so etwas wie eine Marotte. Als mir klar wurde, dass ich immer wieder daran scheitere, mich an Grenzen zu halten, habe ich beschlossen, so viel wie möglich zu Hause zu bleiben. Und weil meine Wohnung viele Fenster hat und die Nachbarn und ihre drei Kinder mich sehen und mich dabei beobachten können, wie ich sogar in meiner Wohnung Grenzen überschreite, habe ich Vorhänge angebracht, auch wenn ich bestimmt oft vergessen werde, sie zuzuziehen.

Wie dem auch sei, da ich zu Hause immer alleine bin, werde ich am Tisch sitzen, und mehr wird die Außenwelt von mir nicht mitbekommen. Es wird so weit kommen, dass, wenn ich es einmal ein paar Tage lang nicht tue, der mittlere Sohn der Nachbarn mir sagen wird, er habe es vermisst, mich jeden Morgen an meinem Tisch sitzen und »arbeiten« zu sehen. Ja, ich habe mein ausgedehntes morgendliches Dasitzen vor anderen tatsächlich damit begründet, dass dies meine »Arbeit« sei. Ich »arbeite« also für gewöhnlich, bevor ich zu meiner neuen Arbeit gehe, die für mich auf ewig »neu« sein wird, weil ich nicht weiß, ab welchem Zeitpunkt mein »neuer Job« einfach nur noch mein »Job« sein wird. Abends bleibe ich oft lange im Büro, sogar länger als der Wachmann, denn meist fange ich erst spät an, weil der Hund auf dem Hügel gegenüber mich immer wieder aufweckt und ich erst bei Tagesanbruch wieder einschlafe, daher spät aufstehe und spät zu meiner neuen Arbeit komme. Aber auch so bin ich bis in den späten Vormittag hinein in meiner Wohnung, sitze an meinem Tisch und »arbeite«. Aber woran eigentlich?

Das mag alles übertrieben wirken, das ist mir klar, aber das liegt an dem eben geschilderten Problem, nämlich dass es mir an der Fähigkeit mangelt, Grenzen zu erkennen, selbst die naheliegendsten, was dazu führt, dass ich, anders als die meisten anderen Menschen, manchmal überreagiere und manchmal unterreagiere. Wenn zum Beispiel eine Militärpatrouille den Minibus anhält, mit dem ich zu meiner neuen Arbeit fahre, und zur Tür als Erstes eine Gewehrmündung hereinragt, bitte ich den Soldaten stotternd – höchstwahrscheinlich aus Angst –, er möge sein Gewehr doch bitte zur Seite halten, wenn er mich anspricht oder

meinen Ausweis verlangt. Woraufhin sich der Soldat über mein Stottern lustig macht und alle anderen Passagiere murren, weil ich überreagiere; schließlich gebe es keinen Grund, mit solch einer Szene Unruhe zu verursachen. Erstens schießt der Soldat nicht auf uns, und wenn doch, dann nützt meine Bitte auch nichts, im Gegenteil. Ich verstehe das alles ja auch, nur eben nicht in jenem Moment, sondern erst Stunden, Tage oder gar Jahre später. Das ist nur ein Beispiel. Dieses Verhalten lässt sich aber auch bei vielen anderen Gelegenheiten beobachten, etwa wenn man an einem Kontrollpunkt durchsucht wird und dabei Kleidungsstücke ablegen muss, oder wenn ich mich bei einem Hobby-Gemüseverkäufer, der an einem Freitag mitten auf dem geschlossenen Markt in Ramallah sitzt, nach dem Preis für einen welken Salatkopf erkundige und er dreimal so viel verlangt, wie normalerweise ein frischer kostet. Weil ich die Dinge oft nicht richtig einzuschätzen vermag, setzen mir solche Situationen schwer zu und ich weiß nicht mehr, was man darf und was nicht, so dass ich am Ende nur noch mehr Grenzen überschreite, schlimmere als zuvor. Aber all die Angst und Unruhe, die mich deshalb überkommt, bleibt aus, wenn ich beim Übertreten von Grenzen allein bin. Das Alleinsein sieht mir jede Grenzüberschreitung nach, wenn ich an meinem Tisch sitze und an etwas »arbeite«, das zu entdecken ich bei nichts anderem als meinem morgendlichen Dasitzen Gelegenheit hatte.

Ich hoffe übrigens, dass ich niemanden in Verlegenheit gebracht habe, als ich die Situation mit dem Soldaten oder am Checkpoint erwähnte oder wenn ich ausspreche, dass wir hier unter Besatzung leben. Schüsse, Sirenen von Militärfahrzeugen, manchmal der Lärm von Helikoptern, Jagdflugzeugen und Bomben, anschließend der Heulton von Krankenwagen – all das bildet bei uns nicht nur den Hintergrund zu Eilmeldungen in den Nachrichten, sondern ist auch in der Wirklichkeit als Geräuschkulisse mindestens so allgegenwärtig wie das Bellen des Hundes gegenüber meiner Wohnung. Dieser Zustand besteht zudem schon so lange, dass es nicht mehr viele Leute gibt, die sich noch an die kleinen Details des Lebens erinnern können, wie es früher einmal war, an einen welken Salat auf einem eigentlich geschlossenen Markt zum Beispiel.

Insofern mag begreiflich sein, dass das, was mich an dem Artikel, den ich eines Morgens in der Zeitung las, in den Bann zog, nicht der geschilderte Vorfall selbst war. Schließlich ging es dabei um etwas Gewöhnliches, oder sagen wir um etwas, was in bestimmten Zusammenhängen nun einmal vorkommt, und zwar so oft, dass ich mich um solche Dinge zuvor nie gekümmert habe. Beispielsweise bin ich einmal an einem verregneten Tag so spät aufgewacht, dass ich mich nicht mehr »zum Arbeiten« an meinen Tisch am Fenster setzen konnte und stattdessen sofort zu meiner neuen Arbeit fahren musste. Als ich dann kurz vor der Kreuzung am Uhrenturm aus dem Minibus stieg, war die Straße menschenleer, kein Auto unterwegs, und vor dem »Al-Bandi«-Lebensmittelgeschäft stand ein Armeefahrzeug. Da nichts daran ungewöhnlich war, lief ich in entgegengesetzter Richtung weiter zu meiner neuen Arbeit. Als ich die Straße erreichte, die zu meinem Büro führt, machte mich ein Mann – der einzige Mensch, den ich bis dahin angetroffen hatte – darauf aufmerksam, dass eine Ausgangssperre für das Gebiet bestehe und die Armee ein Gebäude in der Nähe umstellt habe. Auch daran fand ich nichts Außergewöhnliches und lief weiter. Dann erblickte ich vor dem Haupteingang zu dem Gebäude, in dem sich mein Büro befindet, zwei Soldaten. Da ich meine Lektion gelernt hatte und wusste, dass ich in solchen Situationen ruhig und gefasst bleiben muss, winkte ich den beiden zu und gab ihnen mit bedächtiger, selbstsicherer Stimme zu verstehen, dass in dem Gebäude, vor dem sie standen, meine Arbeitsstelle sei. Daraufhin setzte einer der Soldaten sein rechtes Knie auf den Boden, stützte den linken Ellenbogen auf das andere Knie und zielte mit seinem Gewehr auf mich. Augenblicklich sprang ich zu einer Schirmakazie rechts von mir, um hinter ihren stacheligen Zweigen Deckung vor Schüssen zu suchen, die dann aber doch nicht fielen. Dass der Soldat sein Gewehr auf mich gerichtet hatte, war zwar nicht gerade freundlich, aber ich verstand doch, was er damit sagen wollte, nämlich dass ich mir einen anderen Weg zu meiner neuen Arbeit suchen solle. Ich fand all das noch immer nicht so ungewöhnlich, dass es mich dazu veranlasst hätte, lieber wieder nach Hause zu gehen. Und es war gar nicht so schwer: Ich übersprang und überkletterte ein paar Mauern und Zäune, die zwischen Gebäuden standen – diesmal war das Überschreiten von Grenzen vollkommen gerechtfertigt, würde ich sagen, oder? –, bis ich auf der Hinterseite des Gebäudes anlangte, in dem ich arbeite. Da an jenem Morgen nur drei meiner Kollegen anwesend waren, konnte ich ungestört und umso besser und sorgfältiger meine Aufgaben erledigen, bis plötzlich einer der drei Kollegen kam und, ohne mich zu fragen, das Fenster meines Büros öffnete. Als ich protestierte, meinte er, das müsse sein, sonst würde das Glas des Fensters zerspringen. Die Armee habe nämlich alle Anwohner gewarnt, sie würde in Kürze ein Gebäude in der Nähe in die Luft jagen, in dem sich drei junge Männer verschanzt hätten, was wenige Minuten später auch genauso passierte. Ein Fenster hatte der Kollege vergessen, und dessen Scheibe zersplitterte, als das besagte Gebäude in die Luft flog. Trotzdem hatte es unerträgliche Folgen, dass er mein Fenster geöffnet hatte, denn

↩ سيتسنّى لي قراءة تلك المقالة التي أكثر ما شدّ انتباهي إليها بالتحديد، هو التفصيل المتعلق بتاريخ وقوع الحادثة التي تأتي على ذكرها. لقد جرت في صباح ما، سيصادف بعد ربع قرن بالضبط، صباح ميلادي.

nach der Explosion, unter deren Wucht mein Büro erzitterte, schob sich eine dichte Staubwolke herein, und der Staub legte sich auf das Papier auf meinem Schreibtisch, ja sogar auf meine Hand, in der ich meinen Stift hielt, so dass ich meine Arbeit abbrechen musste, denn Staub vertrage ich nicht, und schon gar nicht so grobkörnigen, der ein solch grauenhaftes Geräusch verursacht, wenn staubige Zettel aufeinander reiben oder man darauf schreibt. Erst als ich auch den letzten Rest davon von meinem Schreibtisch entfernt hatte, konnte ich mich wieder meiner Arbeit widmen. Manch einer mag denken, meine Hingabe an meine Arbeit spiegele vielleicht das Verlangen, am Leben festzuhalten, eine Liebe zum Leben, das die Besatzung uns kaputtzumachen versucht, oder ein Beharren darauf, dass es in diesem Land wirklich noch etwas gibt, wofür zu leben es sich lohnt. Nun, gerade ich kann nicht für andere sprechen, aber bei mir ist es einfach so, dass es mir, wie gesagt, an einem guten Beurteilungsvermögen mangelt und ich oft nicht weiß, was ich tun und was ich lieber lassen sollte, und das Einzige, was ich, ohne unheilvolle Folgen befürchten zu müssen, tun kann, ist nun einmal meine Büroarbeit oder in meiner Wohnung am großen Fenster zu sitzen.

↳ Und so kam es also, dass ich jenen Artikel las, an dem mich ein ganz bestimmtes Detail interessierte, nämlich das Datum des darin geschilderten Vorfalls. Das alles geschah nämlich an einem Vormittag, der genau ein Vierteljahrhundert später mit dem Vormittag meiner Geburt zusammenfallen sollte.

Es mag fürchterlich selbstverliebt klingen, dass mich an dem Vorfall ausgerechnet dieses nebensächliche Detail fesselte, zumal die übrigen Details des Vorfalls als rundheraus tragisch zu bezeichnen sind. Aber so ein Narzissmus kommt durchaus vor. Vielleicht neigt man intuitiv dazu, zu glauben, dass man selbst etwas Besonderes und das eigene Leben außergewöhnlich sei, und vielleicht liebt man es genau deshalb mit allem, was dazugehört. Weil ich aber mein Leben und das Leben insgesamt nicht übermäßig hochschätze und weil sich all mein Bemühen momentan darauf richtet, überhaupt am Leben zu bleiben, bezweifle ich, dass diese Narzissmusdiagnose gänzlich auf mich zutrifft. Bei mir hat es eher mit besagter Unfähigkeit zu tun, Grenzen zu erkennen und Situationen logisch und rational zu beurteilen, was dazu führen kann, dass ich zwar einen Fliegenschiss auf einem Gemälde entdecke, das Bild selbst aber gar nicht sehe. Auf den ersten Blick könnte man sich über diese Eigenheit von mir mokieren, die unter anderem bedingt, dass man sich, wenn das Gebäude neben dem eigenen neuen Arbeitsplatz in die Luft gejagt wird, über den Staub ärgert, der infolge der Explosion auf dem Schreibtisch landet, sich aber nicht darum schert, dass drei junge Männer, die sich darin verschanzt hatten, zu Tode kommen. Andere aber erachten diese Art, die Dinge zu sehen und auf nebensächlichste Details wie den Staub auf dem Schreibtisch und den Fliegendreck auf dem Bild zu achten, als die einzige Möglichkeit, die Wahrheit zu ergründen, ja den einzigen Weg hin zu ihr.

ADANIA SHIBLI schreibt Romane, Theaterstücke, Kurzgeschichten und Essays. Zudem ist sie in der akademischen Forschung und Lehre tätig. Die englische Übersetzung von تفصيل ثانوي *(Eine Nebensache)* war 2020 für den National Book Award sowie 2021 für den International Booker Prize nominiert. Shibli lebt in Palästina und Deutschland.

GÜNTHER ORTH studierte Islamwissenschaft. Sprachstipendien führten ihn nach Ägypten und Syrien, es folgte ein Übersetzerabschluss für Arabisch in Leipzig. Seine Dissertation schrieb er zur modernen Erzählliteratur Syriens und des Jemen, wo er jeweils lebte. Orth arbeitet als Übersetzer und Konferenzdolmetscher für Arabisch.

Andrea Tompa

OMERTÀ. BUCH DES SCHWEIGENS

Aus dem Ungarischen von Terézia Mora

〉*Omertà* von Andrea Tompa wurde aus dem Ungarischen herausragend von Térezia Mora ins Deutsche übertragen. Der Roman fasst die Gegend um die Stadt Klausenburg in den Blick, eine frühere ungarische Provinz. Am Beispiel von vier Figuren werden in deren selbstverständlicher und unausweichlicher Sprache geopolitische und ideologische Umwälzungen deutlich. Ein Buch inmitten abrupter Aktionen, stalinistischer Säuberungen, Schweigegebote und mündlicher Erzähltradition. Fortschritt und Folklore. Die Verknüpfung von individueller Biografie, Stimmkraft und Zeitgeschichte, die Vermengung von Dialog, indirekter Rede und innerem Monolog ergibt einen die Figuren in nächste Nähe setzenden Sog. Es sind Figuren, denen eine literarische Weisheit gegeben ist, die sie zugleich, und so muss es sein, Menschen und Romanfiguren sein lässt. *Omertà* zeigt das Unmittelbare einer Realität der Menschen, die von Kriegen und dem, was sich bald Geschichte nennt, überschrieben werden und doch immer zu eigenen Zeugnissen befähigt sind.〈
— Heike Geißler

Bevor ich aus diesem Leben hinausgehe nach Házsongárd, muss ich drauf achten, dass ich diese schönen Kisten mit den vielen Biographien geschickt in Rauch aufgehen lasse. Denn wenn sie jemand findet, na, der wird nichts verstehen, und allen möglichen Unsinn erzählen, der gar nicht stimmt. Denn diese Biographien haben ein großes Problem, dass nämlich eine jede irgendwie auch eine Kopie hat. Denn ich habe über mich nicht nur eine geschrieben, soviel ist sicher. Mich interessiert meine Person nicht.

Ich habe welche geschrieben, wenn sie darum gebeten haben, habe mich hingesetzt und habe geschrieben und habe sie eingereicht. An so vielen Stellen sind sie eingereicht worden! Bei der Securitate, der Universität, einige in der Station, dann im Ministerium, bei der Basisorganisation der Partei, und auch bei der Verifizierung musste man sie in mindestens vier Exemplaren einreichen, im Verlag ist eine und auch bei den Blättern, die mich haben Artikel schreiben lassen. Man ist überall verstreut!

Die Mutter meines Vaters, Mama Mari, hat ihre Haare und ihre Nägel in einer Kissenziehe gesammelt, weil sie den Aberglauben hatte, dass sie, wenn sie stirbt, zurückkommen muss, um aufzusammeln, was sie hat herumliegen lassen. Die arme Mama Mari, die war noch ein Mensch aus der alten Welt und hatte so viele Superstissionen. Und dass man nichts herumliegen lassen darf, man muss alles einsammeln, der Teufel wird einem immer auf den Fersen sein, bis man nicht alles eingesammelt hat, und man wird keine Ruhe haben, kann nicht auferstehen und ins ewige Leben gehen. Immer hat sie solche Sachen erzählt.

Na, bei mir ist alles verstreut, mein ganzes Leben, meine Biographie. Anstatt, dass meine Rosen überall verstreut wären, oder meine Mitschurinschen Hybriden, ist es mein Leben. Der, der diesen Journalisten empfohlen hat, Sütő, der Schriftsteller ist und Redakteur, sagt, dass das ein geschickter Mensch ist, den er mir empfiehlt, damit er mein Leben schreibt, er weiß es, weil er bei ihm bei der Zeitung der MAT arbeitet. Und es wird ein talentierter Schriftsteller aus ihm. Er heißt István Szabó, oder József, ich erinnere mich nicht. Er hat irgend so einen gewöhnlichen Namen. Ich sage, wenn er Schriftsteller wird, wozu dann einen lebenden Organismus studieren, soll er sich lieber geschickt was ausdenken. Sütő antwortet, ich solle nicht albern sein, ich wisse doch selbst, dass die wichtigste Inspiration für einen Schriftsteller die Wirklichkeit ist. Sütő hat mich sogar extra angerufen, um mich am Telefon zu überzeugen. Na, ich will so etwas überhaupt nicht! Dass er hierherkommt, sich unterhält, alles mit Kurzschrift notiert, damit ich es nicht mal lesen kann. Weil er so arbeitet, hat Sütő gesagt, er schreibt alles auf, Wort für Wort. Kann sein, dass er's Wort für Wort aufschreibt, und dann denkt er sich was aus, zeigt es mir nicht mal, druckt es. Obwohl ich nicht glaube, dass man mit einem Staatspreisträger sowas machen kann. Es muss genehmigt werden. Zum Glück! Es gibt noch Überprüfung in der Welt! Denn Sütő sagt, sie haben sogar schon den Titel gefunden. Na fein. Er hat mich noch kein einziges Mal im Leben gesehen, um mit mir zu reden, aber das Buch hat schon einen Titel. Ein blühendes Leben. Angeblich hat Sütő diesen Titel empfohlen.

Als Titel ist das schon schön. Aber nicht ich soll drin sein, sondern meine Taten. Sütő redet immer auf mich ein, ich soll nachgeben. Dass die Jugend Vorbilder aus der Arbeiterschaft braucht. Ideale.

Ein blühendes Leben.

Jetzt schreibt er, dass es blühend ist, nicht wahr, und dann – weil er jünger ist und mich wohl überleben wird – schreibt er, dass es welk war. Oder vertrocknet.

↳ Aki több életet akar magának, ahogy én is, mert aki a nevét így sokszorosítja, mit akar, ugye? Ha én a rózsámat magamról nevezem, és más rózsákat is elterjesztek, ami az én művem, nekem sok életem lesz. És sok halálom is. Egyszer, mikor én meghalok, másszor, mikor meghal velem a virágom.

Ein vertrocknetes Leben. So ist das. Weil ich jetzt zwar blühe, und dann gehe ich aus dem Leben und es stellt sich heraus, alles war ein welkes Leben, es war keinen Pfifferling wert, keinen Bani, nichts ist geblieben, noch nicht einmal die Bäume dieses Menschen oder eine Erinnerung an ihn, dass seine Füße hier über den Boden gegangen sind. Meilland wird es geben und Décsi wird es nicht geben.

Jetzt blühe ich, dann verschwinde ich. Ich verschwinde, und die Blume besonders. Das ist der große Schmerz für mich. Nicht Vilmos Ottó Décsi, der alte Mann mit dem Schnauzbart. Was, alt, ich bin nicht mal fünfzig. Bald. Sondern die »Vilmos Décsi«.

Der Hybrid.

Jetzt nehme ich diese vier schönen Kisten herunter. Schau sie mir von allen Seiten an, was man davon hingeben kann, ohne, dass man viel erklären müsste, weil man das immer musste, um sich abzusichern. Weil für nichts schreibt ein Mensch keine Biographie. Und es sollen die Pläne auch nicht dabei sein, weil die nicht verwirklicht wurden. Und dann die ganzen Sachen, wie hervorragend man ist, und was man für einen Preis bekommen hat, und dass man dies entwickelt hat und jenes gemacht. Geschmacklos. Sämtliche Rapporte sind so. Ein Rapport ist auch eine Autobiographie. Und die Verifizierungen. Und die Autokritik, die Planifizierung, alles. Man schmückt sich immer aus.

Ein blühendes Leben. Das ist der Titel. Eins? Ich schau mir die Kiste an. Na, wenn das für dich eins ist? Glücklich, wer ein Leben hat.

Ein Leben und einen Tod.

↳ Denn wer mehr als ein Leben für sich will, so wie ich, einer, der seinen Namen so vermehrt, was will der? Wenn ich meine Rose nach mir benenne und auch andere Rosen verbreite, die mein Werk sind, dann werde ich viele Leben haben. Und auch viele Tode. Einmal, wenn ich sterbe, und noch einmal, wenn meine Blume mit mir stirbt.

Wenn in einer Gärtnerei die lizensierte »Vilmos Décsi« nicht verkauft wird, sie aus dem Handel verschwunden ist. Wenn man sie nirgends mehr bekommen kann, aber die »Décsi« im Mai noch irgendwo in einem Garten aufgeht, und ein Laie sieht sie an und sagt: eine gelbe Rose. Denn die Rose hat keinen Namen mehr. Und wer sie sieht, sagt nur so viel: das ist eine gelbe Teerose. Weil die Rose kann nicht sagen, wer sie ist. Sie schweigt. Sonst das Leben. So viel. Wir waren hier, unser Kreuz ist entzwei, so viel haben wir uns gebückt, und keiner weiß davon.

Braucht man dieses blühende Leben, frage ich András Sütő, weil ich am Telefon mit ihm reden muss.

Er sagt: Ja. Wir machen unser Leben, nicht andere. Wir haben uns in der Hand. Du blühst, Genosse Décsi.

Ich blühe, mein Sohn, sage ich zu ihm. Ich blühe und du blühst auch, mein Sohn. Dabei ist er kaum jünger als ich, dennoch nenne ich ihn Sohn. Wir blühen, antworte ich. Dabei ist grad Dezember. Dezember 1959. Bald fängt ein neues Jahrzehnt an. Wir blühen, diesen Herbst ist die »Annoushka« fertig geworden. Ich selektiere sie nicht weiter. Sie ist perfekt. Sie ist perfekt und keiner bemerkt's. Und wird es vor allem auch nicht mehr. Und wieso? Weil schon alles fertig ist für mich, ich bin den großen Weg gegangen, höher geht's nicht. Jetzt braucht es nur noch dieses blühende-Leben-Buch. Es wird auch geschrieben werden. Wenn sich das einmal einer in den Kopf gesetzt hat, dann wird es so sein. Wenn der große Meilland ein Buch hat und Tantau hat bestimmt auch eins über sich schreiben lassen, dann soll es auch eins über Vilmos Décsi geben. Oder über die »Vilmos Décsi«, nicht wahr. Weil der Mensch vergeht sowieso.

ANDREA TOMPA studierte Slawistik und ist als Theaterkritikerin tätig. *Omerta. Hallgatások könyve (Omertà. Buch des Schweigens)* ist ihr dritter Roman und ihr erstes ins Deutsche übersetzte Buch. Seit 1990 lebt sie in Budapest.

TERÉZIA MORA ist Schriftstellerin, Drehbuchautorin und Übersetzerin. Sie studierte Hungarologie und Theaterwissenschaften und absolvierte eine Ausbildung zur Drehbuchautorin an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin. Seit 1998 arbeitet Mora als freie Autorin und übersetzt ungarische Literatur ins Deutsche.

DIE JURY

ROBIN DETJE ist ausgebildeter Schauspieler und war Theater-, Film- und Literaturkritiker und Feuilletonredakteur der Zeit und der Berliner Zeitung sowie Autor der Süddeutschen Zeitung. Heute schreibt er vor allem für Zeit Online. Er ist Autor der Frank-Castorf-Biografie *Castorf – Provokation aus Prinzip* (2002). Als bildender Künstler gründete er 2009 mit Elisa Duca die Gruppe bösediva, die mit ihren Arbeiten u. a. nach Bangalore und Taipeh eingeladen wurde. Als Literaturübersetzer (unter anderem von Kiran Desai, Denis Johnson, William T. Vollmann, Joshua Cohen, Brit Bennett) wurde er 2014 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse und 2017 mit dem Preis der Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Stiftung ausgezeichnet. Er lebt in Berlin und glaubt nicht, dass das Internet wieder weggeht.

HEIKE GEISSLER lebt und arbeitet als Autorin und Dozentin in Leipzig. Zu ihren Veröffentlichungen zählen u. a. der Roman *Rosa* (2002), der Erzählband *Nichts, was tragisch wäre* (2007), der Reportage-Essay-Roman *Saisonarbeit* (2014), das Fragenheft und Hörspiel *Fragen für alle* (2016) und *mani bucate money fest* (2017). Im Frühling 2022 erschien ihr Roman *Die Woche*, der für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert wurde. Sie ist Mitherausgeberin der Heftreihe *Lücken kann man lesen* und Teil des Performancekollektivs George Bele. 2016 war sie Stipendiatin der Villa Massimo.

MICHAEL GÖTTING ist Autor, Journalist und Kurator und leitet die Black Diaspora Library bei Each One Teach One (EOTO) e.V. in Berlin. Er schreibt u. a. für Zeit Online, den Tagesspiegel und aktuell für Neues Deutschland. Götting studierte Neuere deutsche Literatur und Nordamerikastudien an der Freien Universität Berlin. Nach der Veröffentlichung seines Romans *Contrapunctus* (2015) war er Writer-in-Residence am Centre for European, Russian and Eurasian Studies der University of Toronto. Er war Mitkurator der Black Perspectives Festivals Black Lux und We are Tomorrow am Ballhaus Naunynstraße sowie den AFROLUTION Literatur- und Kulturfestivals von EOTO.

DOMINIQUE HAENSELL ist Literaturwissenschaftlerin, Autorin und Co-Chefredakteurin des Missy Magazine. Sie studierte Englische Philologie und Kritische Theorie in Berlin und London und promovierte 2019 am John-F.-Kennedy-Institut der FU Berlin. Ihre Monografie *Making Black History: Diasporic Fiction in the Moment of Afropolitanism* gewann 2021 einen De Gruyter Open Access Award. Sie lebt in Berlin.

VERENA LUEKEN ist Schriftstellerin, Journalistin und Autorin im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Die Literatur, das Kino und Amerika sind die Schwerpunkte ihrer Arbeit. Viele Jahre lang arbeitete sie als Kulturkorrespondentin der F.A.Z. in New York und kehrt immer wieder dorthin zurück, um über die Stadt und das Land zu berichten. Darüber hinaus unterrichtet sie regelmäßig an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main und der Leuphana Universität in Lüneburg. Ihre Buchveröffentlichungen umfassen zwei New-York-Bücher: *New York. Reportage aus einer alten Stadt* (2002) und *Gebrauchsanweisung für New York* (2005, 2010, 2018) sowie die Romane *Alles zählt* (2015) und *Anderswo* (2018). Ausgezeichnet wurde sie in Klagenfurt mit dem Internationalen Publizistik-Preis und dem Michael-Althen-Preis für Kritik.

ANNIKA REICH ist Schriftstellerin und Aktivistin. Ihre Bücher erscheinen im Carl Hanser Verlag, zuletzt die Romane *Die Nächte auf ihrer Seite* (2015) und *34 Meter über dem Meer* (2012) sowie die Kinderbuchreihe rund um *Lotto* (2016 und 2018). Sie ist Kolumnistin von 10nach8 bei Zeit Online. 2015 hat sie das Aktionsbündnis WIR MACHEN DAS mitgegründet, dessen Künstlerische Leiterin sie seither ist. In diesem Rahmen leitet sie auch Weiter Schreiben, ein preisgekröntes Projekt für Literatur aus Kriegs- und Krisengebieten.

ELISABETH RUGE ist langjährige Verlegerin, Lektorin und Literaturagentin. Sie studierte Anglistik, Amerikanistik und Slawistik in Frankfurt am Main, Moskau und den USA. 1994 war sie Mitbegründerin des Berlin Verlags, von 2011 bis 2013 baute sie Hanser Berlin, die Berliner Dependance des Carl Hanser Verlags, auf. Seit 2014 ist sie Geschäftsführerin der Elisabeth Ruge Agentur (ERA).

Die Preisverleihung findet am 22. Juni im Haus der Kulturen der Welt statt.
Aktuelle Informationen zum Programm unter hkw.de/literaturpreis

SHORTLIST 2022

Liebe im neuen Jahrtausend
von Can Xue
aus dem Chinesischen von Karin Betz
Matthes & Seitz, 2021

Meine Eltern / Alles nicht dein Eigen
von Aleksandar Hemon
aus dem Amerikanischen von Henning Ahrens
claassen, 2021

Der Fluch des Hechts
von Juhani Karila
aus dem Finnischen von Maximilian Murmann
homunculus, 2022

Leichte Sprache
von Cristina Morales
aus dem Spanischen von Friederike von Criegern
Matthes & Seitz, 2022

Eine Nebensache
von Adania Shibli
aus dem Arabischen von Günther Orth
Berenberg, 2022

Omertà. Buch des Schweigens
von Andrea Tompa
aus dem Ungarischen von Terézia Mora
Suhrkamp, 2022

Internationaler Literaturpreis 2022
– Haus der Kulturen der Welt

Seit 2009 verleihen das Haus der Kulturen der Welt und die Stiftung Elementarteilchen den Internationalen Literaturpreis. Dotiert mit insgesamt 35.000 € (20.000 € für Autor*in, 15.000 € für Übersetzer*in), zeichnet er ein herausragendes Werk internationaler Gegenwartsliteraturen und seine Erstübersetzung ins Deutsche aus. Für ihre Shortlist-Nominierung erhalten alle anderen Autor*innen und Übersetzer*innen jeweils 1.000 €.

Redaktion: Amaya Gallegos, Karen Khurana, Moritz Müller, Veronika Rau, Jan Trautmann, Mathias Zeiske

Abdruck der Textstellen mit freundlicher Genehmigung der Verlage

Titelfoto: Dream Center II, Los Angeles, 2017, Christian Werner

Design: NODE Berlin Oslo

Das Haus der Kulturen der Welt ist ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH.
Intendant: Bernd Scherer
Kaufmännische Geschäftsführerin: Charlotte Sieben

HKW Haus der Kulturen der Welt
John-Foster-Dulles-Allee 10
10557 Berlin

Gefördert von
Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien
NEUSTART KULTUR
Auswärtiges Amt

HKW.DE/LITERATURPREIS